Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 24. Februar. Nr. 8

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Komm herüber und hilf uns! Von C. Munzinger. — Die Möglichkeit einer gleichzeitigen Erbauung aller Richtungen durch die Predigt. Von Koch. — Die Gleichnisse Jesu. Von Dr. Karl Kautzsch. — Für nachdenkende Konfirmanden. Von O. Hartwich. — Die Schlacht auf dem märkischen Sande. Von Nippold. — Friedrich der Große als Oberkirchenrat. Von C. v. Kügelgen. — Heimarbeit. — Vom Büchertisch. — Briefkasten.

Komm herüber und hilf uns!

Glänzend war zur Zeit des Paulus das Leben der griechisch-römischen Welt. Groß war der Wohlstand, nein der Luxus selbst, üppig die Lebenshaltung nicht nur unter den Reichen, sondern bis in die unteren Schichten der Bevölkerung hinab. Ein Fest jagte das andere. Und wie wußte man zu feiern! Das war ein Singen und Klingen, ein Tanzen und Springen und ausgelassenes Jubilieren. Aber es gab Leute, denen dieses fröhlich bewegte Leben manchmal wie ein Totentanz erscheinen wollte, wie eine große Narretei, und wenn sie unter den Flittertand hinuntersahen, so war da nichts als Moder, ein innerliches Verfaulen bei äußerlich blühendem Leibe. Man lachte dieser Schwarzseher; aber das Innerste der Volksseele konnte sie nicht Lügen strafen. Da war kein anhaltendes Glücksgefühl. Tausend Seufzer gingen durch den Festesjubel, und während der Mund lachte, weinte die Seele. So stolz stand es da, das Gebäude der römisch-griechischen Kultur. Aber es gab Ohren, welche es knacken und knarren und knistern hörten in allen Fugen, und da und dort wurde eine Seele von der Ahnung beschlichen, daß das stolze Gebäude einst zusammenstürze, daß das Dach, welches jetzt noch Schutz und Schirm für Millionen war, einst Millionen unter sich begraben werde. Weltuntergangsgedanken tauchten auf, nicht allgemein, wohl aber in empfindsamen und besinnlichen Naturen. Man dachte sie nicht aus; man konnte sich keine Rechenschaft über dieselben geben; man wußte nur: Die Erde kann das Glück nicht geben, es muß etwas anderes an die Stelle der Erde treten, damit die Menschheit zum Glück gelange. Man suchte das Glück über der Erde draußen in der Geisteswelt. Weise Männer, einer nach dem andern, hatten es unternommen, das Volk zum inneren Glück zu führen. Vergebens. Und die Weisen, die später kamen, verzweifelten an dem Versuch. Eine Philosophie jagte die andere, eine Idealwelt löste die andere ab. Ein verzweiflungsvolles Suchen nach dem Glück, ohne daß man es fand. Man war zerfallen mit den alten Formen der einheimischen Religion, man machte sich dieselbe in neuen Formen zurecht, in hundert neuen Formen, die alles Feste verloren und keine objektiven Wahrheiten, sondern nur subjektive Bedürfnisse zur Grundlage hatten. Wie Pilze aus der Erde schossen die privaten Kultvereine empor, durch den Mysteriendienst suchte man dem Erlösungsbedürfnis entgegenzukommen. Von den geheimnisvollen Kulten des Morgenlandes erhofften sie Rettung. Tausende standen, das Gesicht nach Osten gewendet, mit flehend ausgestreckten Armen und wie gellende Schreie der Angst, der Angst um Seelen, klang es über das Meer: „Komm herüber und hilf uns!“

Das war die Not der griechisch-römischen Welt. Das ist die Not der Heidenwelt zu allen Zeiten und an allen Orten. Das trostlose Gefühl geistlicher Armut und innerlichen Verhungerns. Wem das nicht ans Herz greift, wer zur Stimulierung seines Missionssinns immer noch der alten Ladenhüter der Kinderaussetzungen, der Witwenverbrennungen und der Menschenopfer bedarf, dem ist nicht zu helfen.

Paulus verstand den Notschrei des Mazedoniers. Am nächsten Tage fuhr er hinüber nach Griechenland. Es war ihm nicht verborgen, was seiner wartete: unstetes heimatloses Wandern, unsägliche Mühsal und Beschwer, die vor der Zeit sein Haar bleichen und seine Kräfte verzehren mußte, Hohn und Spott, Verfolgung, Gefängnis und Schläge und im Hintergrunde lauernd ein gewaltsamer Tod. Aber er zitterte nicht. Die Heiden bedurften seiner, so mußte er gehen. Einst war in Rom eine Hungersnot ausgebrochen. Da sandte man den Pompejus über das Meer, Getreide zu holen. Alles ging nach Wunsch. Schon war das Getreide verladen und die Schiffe standen zur Abfahrt bereit. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Die Schiffer weigerten sich zu fahren, es schien ihnen gleichbedeutend mit dem sicheren Tod. Pompejus aber gebot den sofortigen Aufbruch: navigare necesse est, vivere non necesse. Paulus wußte: In Europa ist Hungersnot. Da schreien sie um Brot. Ich aber habe Speise. Soll ich sie länger schmachten lassen? Nein, und wenn es mein Leben kostet. Gott will es, ich muß. Das ist das Holz, aus welchem die tragischen Heldengestalten der Weltgeschichte geschnitzt sind. So ist Jesus von Caesarea nach Jerusalem hinabgegangen, unverwandt den Blick nach vorn gerichtet, müssend und wollend zugleich. So ist Paulus seine Straße gezogen, und niemals hätte er auch nur für einen Augenblick bereuen können, den Kiel seines Schiffleins nach der ihm gewiesenen Welt gerichtet zu haben, selbst wenn er dort das dunkelste Geschick seiner wartend geschaut hätte. Das ist das heilige Muß der Mission, das ist Missionsbegeisterung, eine Begeisterung, die das Leben einsetzt und alles opfert und sich selbst hingibt für das Heil der andern.

Ach, wie so gar klein sind wir da mit unseren Opfern und was ist unsere „Begeisterung“ gegenüber dieser lohenden Flamme? . . .

C. Munzinger.

Die Möglichkeit einer gleichzeitigen Erbauung aller Richtungen durch die Predigt.

I.

Aus Anlaß des Falles Römer, seiner in Remscheid gehaltenen Probepredigt und der auf Nichtbestätigung seiner Wahl lautenden Entscheidung des Königlichen Konsistoriums der Rheinprovinz sind in Blättern der kirchlichen Mittelpartei („Preußische Kirchenzeitung", „Deutsch-evangelische Blätter") und in der ihr nahe stehenden „Christlichen Welt" vielfach Erörterungen darüber gepflogen, was zu predigen sei. In unserem Blatte ist zwar diese Frage auch schon angeschnitten und bei den Betrachtungen zum Fall Römer kurz berührt worden, aber ganz selbständig, wie sie es verdient, ist sie noch nicht behandelt worden. Und ich meine, gerade unsere Zeitschrift darf bei ihren Lesern, besonders auch den Nichttheologen, ein hervorragendes Interesse dafür voraussetzen. Es liegt ja hier wieder ein Problem vor, wie sie das Leben so viele bietet, dessen Lösung noch nicht gefunden ist, um dessen Ergründung sich aber neuerdings immer zahlreichere Federn bemühen. Dies Problem, dessen befriedigende Lösung schließlich immer mehr eine Lebensfrage unserer evangelischen Landeskirche bilden wird, können wir so formulieren: Wie ist es möglich, daß trotz der verschiedenen Richtungen in der Kirche durch den Geistlichen, der immer nur einer Richtung angehören kann, in der Predigt eine wirkliche Erbauung und Anleitung zu religiösem Leben stattfinden kann?

Auf der rechten Seite der kirchlichen Parteien hat man sich bisher um dies Problem kaum bemüht. Wie man dort Probleme überhaupt nicht gern sieht — sie sind unbequem, machen den Besitz der Wahrheit unsicher und verlangen, ihn sich wieder neu zu erkämpfen —, so ist auch dies Problem so gut als nicht vorhanden. Die Sache ist ja hier ganz außerordentlich einfach: die vom Dogma stärker abweichenden Richtungen — dahin gehört eine Abweichung in den Sätzen von der Jungfrauengeburt, der metaphysischen Gottheit Christi der leiblichen Auferstehung und Himmelfahrt — erklärt man für unberechtigt, man will sie mundtot machen; nach ihrer Meinung müßte die ganze moderne Theologie aus der Kirche hinausgewiesen werden: Hinweg mit ihr, gebt uns den Barrabas der dogmatischen Gebundenheit los! Am schmerzlichsten hat es uns berührt, daß auch der rechte Flügel der Mittelpartei, der unter Beyschlags Einfluß eine gewisse liberale Tendenz zeigte, immer mehr ins orthodoxe Fahrwasser gerät. Wenn Professor Haupt in den „Deutsch-evangelischen Blättern" — wir zitieren dem Sinne nach — schreiben kann: die modernen Theologen zeigten daran, wie viel Gemeinbesitz sie mit der Kirche hätten, selbst am besten, ob auf der Kanzel Platz für sie wäre, so wird jedes orthodoxe Gemüt von ganzem Herzen zustimmen. Denn es kommt auf dasselbe hinaus: Hinweg mit denen, die uns nicht passen! Damit ist das Problem nach der Meinung der Orthodoxie, wenn man sich überhaupt darum bemüht hat, auf die vollkommenste Weise gelöst. Hiergegen müssen wir uns immer wieder auf das entschiedenste wenden. Der Kampf um das gute Recht einer freien Theologie auch auf den Kanzeln der evangelischen Landeskirche darf nicht erlahmen. Und es wird hier noch viel zu streiten sein. Trotzdem die Orthodoxie kaum eine Macht im Volke ist, es will uns dünken, als würde sie heute doch vielfach unterschätzt, es will uns vorkommen, als wehte heute wieder ein viel schärferer Wind, wie vor dem Fall Fischer. Die Orthodoxie fühlt den Boden mehr und mehr unter ihren Füßen wanken, ihre Theologie entwickelt sich zusehends nach links, selbst den rechten Flügel der Mittelpartei nimmt sie, wie die biblischen Zeit- und Streitfragen, das Gegenstück zu den religionsgeschichtlichen Volksbüchern, zeigen, vielleicht nicht gerade gern, aber notgedrungen mit in ihrem Heerbann auf. Um so mehr aber faßt man nun noch einmal alle Kräfte zusammen, um zu retten, was zu retten ist. Die Fälle jagen ja förmlich einander. Und da die kirchlichen Behörden der Orthodoxie kaum ernstlich Widerstand entgegenzusetzen wagen, ist eine Änderung zunächst nicht abzusehen. Bisher sind wir liberalen Theologen noch immer nicht die gleichberechtigten, sondern nur die temporum ratione habiti (mit Rücksicht auf die Zeitlage) geduldeten.

Aber es gab bisher auch liberale Theologen und gibt sie noch, die dies Problem nicht kennen. Sie verlangen einfach, ihre Meinung frei und offen sagen zu dürfen, sie halten es für eine Pflicht der Wahrhaftigkeit, die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschung auch offen auf der Kanzel auszusprechen. Wir verstehen dies recht wohl. Welchem liberalen Theologen liegt die Versuchung hierzu nicht nahe! Nun mögen ja, wie die Orthodoxen überall ihre theologischen Anschauungen auf die Kanzel bringen können, auch Liberale an manchen Orten unangefochten das tun. In Bremen, das wir so oft um seine religiöse Freiheit beneiden, auch wohl in Hamburg, wird es ihnen möglich sein, in den liberalen Gemeinden ganz frei zu reden, ohne daß jemand ihnen das verwehren darf. Anders liegen die Dinge schon in Berlin. Hier hat jeder Geistliche seine Personalgemeinde, und zu einem liberalen Theologen kommen fast nur Liberale in die Kirche. So wird er hier naturgemäß freier reden, immerhin doch nicht so das letzte sagen dürfen. Aber die Berliner Verhältnisse, wo die Gegensätze zwischen Orthodox und Liberal fast auf des Messers Schneide stehen, sind — man verzeihe den Ausdruck — nicht normale. Es ist auf diesen Blättern (Nr. 3 S. 52) von berufener Seite schon Klage darüber geführt worden, daß dem Liberalen schon wegen seines äußeren Rufes das Ohr der Rechtsstehenden verschlossen ist, und umgekehrt ist es ebenso bei einem Orthodoxen. Das Normale wäre aber und im Interesse unserer Kirche durchaus wünschenswert, wenn Gemeindeglieder aller Richtungen zu einem Geistlichen gehen würden. Was für Berlin wohl auf absehbare Zeit ein frommer Wunsch bleiben wird, das ist für die Provinz noch das Hergebrachte, das zu konservieren wir bemüht bleiben müssen. Die Geistlichen haben im allgemeinen auf Zuhörer aller Richtungen zu rechnen. Dazu kommt noch: Durch Patronate, deren Aufhebung zwar oft ersehnt ist, aber bisher sich unmöglich erwiesen hat — die Rechte kann man leicht aufheben, aber wer übernimmt die Pflichten! —, werden oft genug orthodoxe Geistliche an liberale Gemeinden und liberale an orthodoxe Gemeinden berufen. Und auch sonst sind in jeder größeren Gemeinde kleinere oder größere Minderheiten, die nicht einfach als quantité négligeable behandelt werden dürfen. Da, glaube ich, geht es nicht an, wenn wir nicht den Bestand der Landeskirche gefährden wollen, zu sagen: der Geistliche darf auf der Kanzel alles aussprechen, was seine theologische Überzeugung ist. Im Gegenteil hier tritt das Problem in seiner Schärfe hervor: Wie ist es möglich, auf der Kanzel auch anderen Richtungen zu dienen, sie nicht zu verletzen, sondern sie religiös zu fördern.

II.

Aber nun zur Lösung dieses Problems! Da wird von der „Christlichen Welt", wie auch von dem linken Flügel der Mittelpartei, (den Freunden der Christlichen Welt), dessen Organ die „Preußische Kirchenzeitung" bildet, immer wieder betont: „es sei nicht Theologie, sondern Religion zu predigen." Nun ist zunächst festzustellen: damit ist der Gegensatz zwischen den theologischen Richtungen keineswegs aus der Welt geschafft. Es herrscht auch hier zwischen der in prinzipiell evangelischen Bahnen gehenden modernen Weise und der katholisierenden alten Anschauung eine ziemlich weitgehende Differenz. Wie verschieden ist die religiöse Wertung der Person Jesu, des irdischen Lebens, der Berufsarbeit u. a. mehr! Also die Gegensätze bleiben bestehen, aber sie sind, so meint man, auch wohl nicht mit Unrecht, zum großen Teil fließende, und sie müssen getragen werden. Jedenfalls sei die Reibungsfläche damit auf ein geringeres Maß reduziert worden.

Wie stellen wir uns dazu? Hat diese Formel Aussicht auf allgemeine Annahme? Sie ist gerade mit Rücksicht auf die rechte Seite festgestellt. Aber hier findet sie, so viel ich sehe, erst recht keinen Beifall. Und auch die modernen Geistlichen, die dem entsprechend predigen, bleiben ebenso an-

rüchig, ja man scheut sich nicht, ihnen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zu machen.

Nun ist die Formel vom Standpunkt der Ritschlschen Theologie aus, von der sie geprägt wurde, wohl verständlich. Mit der Ablehnung der Metaphysik und der Zurückführung der Religion auf Herz, Gewissen und Willen — eine gegenüber den damals noch weithin herrschenden orthodoxen und liberalen rationalisierenden Tendenzen in der Theologie durchaus gesunde Reaktion! — ist man trotz intensivster und hervorragendster Leistungen auf dem Gebiete der Theologie zu einer gewissen Geringschätzung des durch die theologische Wissenschaft Erarbeiteten gekommen, so daß vor nicht zu langer Zeit sogar feststehende Ergebnisse in der Theologie von dieser Seite bestritten werden konnten. Aber nun ist im eigenem Lager hier ein Gegner erstanden. Der stärkste Zweig am Baume dieser Theologie, die religionsgeschichtliche Schule, hat hier die Übertreibungen schon korrigiert. Das läßt sich schon rein äußerlich dadurch beweisen, daß sie ihre wissenschaftlichen Forschungen für so wertvoll erachtet, daß sie dem evangelischen Volke zugänglich gemacht werden, und energisch an der Popularisierung der Theologie arbeitet, so energisch, daß der theologische Liberalismus daran nur seine helle Freude haben kann. Ich glaube daher auch kaum, daß die Formel: für die Predigt nicht Theologie, sondern Religion, allgemein Anhänger finden wird. Und besonders bei den dem Protestantenverein angehörigen Theologen, vor allen denen älterer Observanz, wird sie noch weniger Beifall erringen. Gewiß, es wird, höchstens abgesehen von den Radikalen in Bremen und der Orthodoxie mecklenburgischer Observanz, keinem Menschen einfallen, auf der Kanzel Theologie zu bieten; das wäre das andere Extrem. Aber Theologie und Religion so in einen Gegensatz zu stellen, ist ein Unrecht. Das sieht so aus, als sei die Theologie ein Feind der Religion. Mag das mitunter der Fall gewesen sein, im allgemeinen hat die Theologie der Religion schon unendlich viel genützt und nützt ihr noch immer. Sie erhebt das religiöse Leben erst zur rechten Klarheit über sich und begründet die religiösen Gedanken und Anschauungen. Darum wird gewiß das Ziel der Predigt bleiben: Religion zu bieten, religiöses Leben zu wecken. Aber der Theologie kann der Prediger nicht entraten, nicht bei der Vorarbeit, aber auch auf der Kanzel nicht zur Begründung seiner religiösen Verkündigung. Selbst in der „Christlichen Welt" kommen mitunter Stimmen zu Worte, die das zugeben, und damit indirekt die Unhaltbarkeit der Formel beweisen.

Daß es nicht ohne Theologie geht, das zeigt uns auch ein Blick auf das Material, das wir unserer Predigt zugrunde legen. Es ist allgemein gültige Sitte in der evangelischen Kirche, die Texte der Bibel zu entnehmen. Nun ist gewiß viel unmittelbares religiöses Leben in der heiligen Schrift zu finden, aber daneben doch auch viel Theologie. Darüber besteht doch heute kein Zweifel mehr. Man denke nur an die Briefe des Paulus. Selbst in den Evangelien, schon in den drei ersten, und ganz besonders bei Johannes, findet sich viel Gemeindetheologie. Wie soll man nun über Texte, die Theologie enthalten, predigen ohne Zuhülfenahme von Theologie? z. B. über Begriffe, wie Erlösung, Versöhnung. Oder soll man lieber schweigen darüber trotz Karfreitag? Nein diese Formel: für die Predigt nicht Theologie, sondern Religion, ist der Ritschlschen Schule, wie sie im linken Flügel der Mittelpartei zu Worte kommt, auf den Leib zugeschnitten. Für andere, insbesondere für liberale Theologen, ist sie unbrauchbar, ja unannehmbar.

Aber das Problem fordert seine Lösung. Nun, ich glaube, es läßt sich auch, abgesehen von jener Formel, ein gangbarer Weg finden, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beheben. Der Theologie können wir auch auf der Kanzel nicht entraten. Aber wir dürfen Theologie nicht in der Weise der, wie ich sehe, in ihrem ersten Teile allgemein abgelehnten Römerschen Probepredigt bieten. Im Gegenteil, es wird die Hauptsache sein, in der Predigt vor allem das Gemeinsame hervorzuheben. Gewiß, es wird auch hier viel

auf die Gemeinde ankommen, an der der Prediger steht. Ist sie orthodox, der Geistliche liberal, so wird sich dies als besonders nötig erweisen; sind in ihr verschiedene Richtungen, so wird er vielleicht freier reden dürfen. Eins aber muß vermieden werden, worin gerade der Fehler der Römerschen Predigt liegt: Angriffe gegen das, was anderen heilig ist, sind durchaus zu unterlassen. Man täusche sich hier nicht selbst: Wirkungen in der Richtung, daß sie religiöses Leben wecken und pflegen, haben sie meist nicht, oder ganz selten. Sie mögen vielleicht bei einem Teil das Gefühl der Befreiung erwecken, und es mag damit dem neu erstehenden religiösen Leben eine Brücke gebaut werden. Da ist der beste Fall angenommen. Dem steht jedoch entgegen, daß sie den andern Teil aufs tiefste verletzen, und ihm darüber der ganze Inhalt der Predigt verloren geht, also zu seiner Erbauung nichts gewirkt wird. Darum meiden wir sie. Die Kanzel muß in dem schon so friedlosen kirchlichen Leben eine Oase des Friedens bleiben. Wir haben positiv unsere Gedanken darzustellen ohne Kampf gegen Dogma und entgegenstehende Anschauungen. Polemisieren dürfen wir höchstens gegen mehr und mehr allgemein als unevangelisch erkannte und wissenschaftlich überwundene Ansichten, z. B. gegen den im evangelischen Volke noch immer lebenden katholischen Glaubensbegriff, wonach der Glaube nur Verstandessache ist, gegen die sinnliche, mohammedanische Auffassung des Jenseits, gegen die radikale Anschauung, die die historische Erscheinung Jesu leugnet, die Religion als Krankheit der Menschheit, als einen zu überwindenden unvollkommenen Zustand beurteilt u. a. Sonst aber sei der Streit von der Kanzel verbannt, auf jeder Seite, auf orthodoxer wie auf liberaler.

Es ist wahrhaftig nicht Feigheit, wenn wir das fordern. Was würde denn auch erreicht mit solcher Polemik? Ein Geistlicher in Preußen würde wohl sehr bald abgesetzt werden. Nun ist es ja wahr. Wenn solch ein Fall sicher nichts Angenehmes ist für den, den er trifft, so nützt er doch der Sache. Aber man erhoffe hier doch nicht zu viel. Unsere Liberalen lassen sich hier ungemein viel bieten. Und wenn auch solch ein Fall wieder etliche neue Mitglieder wirbt, nun, viele von ihnen, wenn sie nicht wirklich religiöses Verlangen beseelt und in unseren Reihen festhält, gehen in ruhigeren Zeiten doch bald wieder hinter sich; eine treue, langsame Werbearbeit ist schwerer, zeitraubender, zeitigt aber viel bessere Erfolge.

Am allerwenigsten soll hier der Unwahrhaftigkeit das Wort geredet werden. Aber wahrhaftig, meine ich, kann man sein, wenn man auch andere nicht verletzt und nicht angreift, man kann seine Meinung in aller wünschenswerten Deutlichkeit sagen, und kann doch milde im Urteil und verbindlich in der Form sein, ohne Andersdenkende zu kränken.

Und weshalb denken wir so? Nun, es ist die Rücksicht auf unsere evangelische Kirche, der zu dienen wir mit allen Fasern unseres Herzens erstreben. Wir dürfen trotz aller Beschwerden, die wir haben, trotzdem sie uns vielleicht als ungeratene Kinder ansieht, die Hoffnung nicht verlieren, wir müssen trotz allem an sie glauben und aus Liebe zu ihr auch Opfer bringen. Und dann haben wir ein herzliches Mitleid mit unseren altgläubigen Brüdern. Wer selbst einst zu ihnen gehört hat, weiß, wie furchtbar schwer, ja unmöglich — wenn eben nicht bei Gott kein Ding unmöglich wäre — es für sie ist, zu lassen von ihren von Kindheit her ererbten Anschauungen, loszukommen aus ihrer dogmatischen Gebundenheit, die sie Zeit ihres Lebens zu Knechten macht, so daß sie die wahre Freiheit der Kinder Gottes nicht kennen lernen. Und wenn wir gegen sie polemisieren, können wir ihnen nichts sein, und sie bedürfen unser, wie auch wir ihrer. Ich meine also, unsere Kirche, die wir wahrlich nicht zerstören, sondern erst recht bauen helfen wollen, verdient solche Rücksicht. Wenn wir sie aber nehmen, dann verlangen wir sie auch von der anderen Seite. Der Geist, der über eines anderen Glaubensanschauung zu Gericht sitzt, hat kein Heimatrecht in der evangelischen Kirche.

Wenn so auf der Kanzel jede Fehde schweigen muß, das Trennende bei allen Richtungen zurücktritt, so muß als Korrelat dazu auf das entschiedenste gefordert werden, daß der Geistliche, um seiner Richtung dienen zu können, außerhalb der Kirche frei und offen seine Anschauung entwickeln darf. Hier hat auch die Polemik gegen andere Richtungen und Ansichten ihren Platz, hier darf er auch das letzte sagen, und niemand hat das Recht, es ihm zu wehren, die Kirche selbst, die über den Parteien stehen muß, hat ihn nötigenfalls, sofern seine Maßregelung gefordert werden sollte, in seinem Recht zu schützen; Ketzerprozesse, wie ein solcher gegen D. Fischer anhängig gemacht wurde, müßten für immer verschwinden; sie kompromittieren unsere Kirche nur aufs schwerste und schädigen sie in ihrem Einfluß auf das Volksleben aufs tiefste. Die Kirche, die in ihrer Geburtsstunde durch einen feierlichen Protest gegen die Vergewaltigung der Minorität durch die Majorität in Glaubenssachen auf den Reichstag zu Speier 1529 ihr Leben gerettet hat und seitdem den Ehrennamen protestantische trägt, kann, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, heute nicht die Weise ihrer damaligen Gegner sich zu eigen machen; sie steht auf dem Grunde der Gewissensfreiheit und ruht auf dem Evangelium von der Freiheit eines in Gott und seinem Heiland, aber nicht an dogmatische Formeln gebundenen Christenmenschen.

Brandenburg a. H. Koch.

Die Gleichnisse Jesu.

So alt wie das poetische Schaffen der Menschheit überhaupt ist die Kunst, in Bildern und Gleichnissen zu reden. In reichster Fülle tritt uns die Bildrede schon bei Homer entgegen, der am Schildern und Ausmalen so große Freude empfindet, daß er die Bildhälfte seiner Gleichnisse sorgfältig bis ins kleinste ausarbeitet und ihr ein selbständiges Leben verleiht. Auch die hebräische Literatur ist reich an Bildern und Gleichnisreden. Weniger häufig finden sie sich in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments, obwohl sie auch hier nicht völlig fehlen (Fabel Jothams, Richter 9, 7 flg.). Unentbehrlich ist dagegen die Bildrede allen Dichtern im Alten Testament und ganz besonders den Propheten, die ihre Aussprüche mit Vorliebe in diese Form kleiden. (Schönste Beispiele: Amos Kap. 7 und Sacharja Kap. 1—6). Nicht immer gleich wirkungskräftig und von gleicher poetischer Schönheit sind die zahlreichen Gleichnisse der späteren jüdischen Literatur, im Talmud und den haggadischen Auslegungen alttestamentlicher Schriften. In einigen dieser Gleichnisse hat man Parallelen zu Gleichnissen Jesu, beispielsweise zu dem von den Arbeitern im Weinberge oder von den anvertrauten Pfunden finden wollen. Aber selbst wenn sich Jesus hier älterer Stoffe bedient hätte, so hat er doch durch schärfere Hervorhebung der Pointe, durch die lebensvollere, naturgetreuere Zeichnung der Einzelzüge überall ein Neues geschaffen. — Wie jeder echte Prophet und Dichter hat auch Jesus seine Gleichnisse aus einem inneren Drange heraus geschaffen. Seine Bilder sind keineswegs nur ein zufälliger oder gar überflüssiger Schmuck der Rede. Vielmehr entspricht es seinem ganzen Wesen, seine Gedanken plastisch, im Bilde zu schauen, und die Bildrede ist darum eine für ihn notwendige Ausdrucksweise seiner prophetischen Gedanken. —

Achten wir nun auf die Form der Bildrede im allgemeinen, so zeigt sich uns eine Fülle von Möglichkeiten und verschiedenen Ausdrucksweisen, die dem Dichter zu Gebote stehen. Nur die wichtigsten seien hier hervorgehoben. Der Dichter kann neben den zu vergleichenden Gegenstand oder Begriff einen anderen setzen, der ihn nach seiner charakteristischen Seite hin deutlich machen soll. So entsteht das poetische Bild (z. B. Jes. 40, 31: auffahren mit Flügeln wie Adler). Der Dichter kann aber auch den Gegenstand oder Begriff, den er vergleichen will, ganz verschweigen und an seine Stelle ohne weiteres einen anderen einsetzen: so entsteht die Metapher (z. B. Offenb. 18, 2: Babel = Rom). Wird nun das einfache Bild zu einer in sich abgeschlossenen Geschichte erweitert, so entsteht das Gleichnis; geschieht dasselbe mit der Metapher, so entsteht daraus die Allegorie. Besonders instruktive Beispiele von Gleichnissen liefert Homer, z. B. Il. III, 21 flg., wo die Freude des Menelaos beim Anblick seines Todfeindes Paris mit der Freude eines Löwen verglichen wird, der auf ein verendetes Tier stößt und es gierig verschlingt. Eine Allegorie dagegen enthält das von Rückert fälschlich „Parabel“ (= Gleichnis) überschriebene Gedicht „Es ging ein Mann im Syrerland“ usw. Es wird an diesen Beispielen klar, daß es beim Gleichnis vor allem auf den Vergleichungspunkt, das tertium comparationis, ankommt. Ist dieser (im ersten der genannten Beispiele: der Begriff der Freude) klar herausgestellt, so ist der Zweck des Gleichnisses erfüllt. Alle Einzelzüge (die Bezeichnung des Tieres als Hirsch oder Ziege, die Erwähnung von Hunden und Jägern, die den Löwen zu verscheuchen suchen) brauchen nicht weiter „gedeutet“ zu werden. Sie dienen nur dazu, die Bildhälfte des Gleichnisses in sich klar und anschaulich zu machen, stehen aber zu den verglichenen Gegenständen selbst in gar keiner Beziehung. Anders bei der Allegorie. Rückerts Gedicht erzählt uns einen unwahrscheinlichen, ja unmöglichen Vorgang, der nicht einmal bis zu einem selbständigen Abschlusse geführt wird und der erst durch die Deutung ganz verständlich wird. Wir erfahren erst aus dieser Deutung, daß alle einzelnen Züge der Geschichte (Kamel, Drache, Strauch mit Beeren, die beiden Mäuse) nicht zufällig, sondern mit ganz bewußter Absicht vom Dichter erfunden worden sind. Sie sind nicht um ihrer selbst willen da, wie beim Gleichnis, sondern nur um der Deutung willen, die der Dichter ihnen geben wird. — Wir können also zusammenfassend sagen: Ein Gleichnis ist eine Geschichte aus dem wirklichen Leben, die durch den Vergleichuugspunkt eine höhere Wahrheit anschaulich machen will. Eine Allegorie dagegen ist eine erdichtete Geschichte, die nicht einen, sondern eine ganze Reihe von Vergleichen enthält und die erst durch ihre Deutung verständlich wird. Sind nun die Bildreden Jesu in den Evangelien Gleichnisse oder Allegorien? Als Allegorien hat man sie Jahrhunderte hindurch in der christlichen Kirche aufgefaßt, „gedeutet“, „ausgeschöpft“ und „ausgelegt“. Maßgebend war dabei die namentlich durch Origenes ausgebildete Lehre vom doppelten Schriftsinn. Man behauptete, jedes Wort der Schrift habe nicht nur die einfache Bedeutung, die es offen ausspreche, sondern noch eine höhere, geistliche Bedeutung, und jedes, auch das scheinbar geringfügigste Schriftwort, müsse sich doch irgend wie auf das Seelenheil des Menschen beziehen. Daneben hat man zu jeder Zeit gern seine eigenen Meinungen aus den Worten der Schrift herausgelesen, und dazu boten gerade die Bildreden Jesu, wenn man sie als deutungsbedürftige Allegorien erklärte, den herrlichsten Spielraum.

Aber gibt nun der Wortlaut der Gleichnisse Jesu dieser allegorisierenden Auffassung recht? Sehen wir von den beiden, nicht eben glücklichen Allegorien des Johannes-Evangeliums ab (Joh. 10 und 15), das seines späteren Ursprungs wegen hier ausscheidet, so finden wir bei den Synoptikern nur zwei Gleichnisse, denen Jesus selber eine ausführliche Deutung beigegeben hat: das Gleichnis vom viererlei Acker (Matth. 13, 18 flg.) und das vom Unkraut unter dem Weizen (Matth. 13, 37 flg.). Um dieser Deutungen willen, die in der Tat unter den Reden Jesu einzigartig dastehen, haben neuere Forscher die beiden Gleichnisse Jesu abgesprochen, weil sie Allegorien seien. Andere haben die Gleichnisse selber als echt zu halten gesucht und nur die allegorischen Ausdeutungen auf Rechnung der Evangelisten gesetzt. Aber selbst wenn wir zugeben, daß Jesus hier wirklich einmal in Allegorien gesprochen habe — müssen wir dann auch alle seine übrigen Bildreden, etwa 30 bis 40 an der Zahl, als Allegorien auffassen? Sind diese Bildreden in sich so unklar, daß sie bis ins kleinste noch einer besonderen Deutung bedürfen? Diese Auffassung wird uns nahegelegt durch die wichtige Stelle Mark. 4, 10—12 (= Matth. 13, 10—15, Luk. 8, 9 fl.),

worin uns ein bedeutsames Wort über den Zweck der Gleichnisrede mitgeteilt wird. Nach dieser Stelle hätte Jesus seine Gleichnisse absichtlich zu dem Zwecke gesprochen, daß sie (Mark. 4, 12) von der großen Menge nicht verstanden würden, daß diese vielmehr sich dagegen verschließen und verstocken sollte, während seine Jünger von vornherein zum Verständnis seiner Bildreden prädestiniert erschienen. Aber kann diese seltsame, aus Jesaia 6, 10 geschöpfte „Verstockungstheorie" wirklich in der Absicht dessen gelegen haben, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und der sich als Arzt für alle kranken Seelen bezeichnet hat? Nein, jene Stelle beweist weiter nichts, als daß die Evangelisten sämtliche Gleichnisse Jesu als Allegorien aufgefaßt haben, unter welcher Voraussetzung sie sich freilich zur „Verstockung" des Volkes vortrefflich eigneten. Wir aber haben das Recht und die Pflicht, hinter die Berichte der Evangelisten zurückzugehen, um die Worte und Gedanken Jesu, soweit es möglich ist, in ihrer ursprünglichen Kraft und Frische wieder herzustellen. Und fassen wir den Wortlaut seiner Gleichnisse selbst ins Auge, so will es uns nicht einleuchten, daß hinter jedem Wort dieser Gleichnisse noch ein besonderer, geheimnisvoller Sinn verborgen sei. Es will uns bedeuten, daß diese klaren und schlichten Bildreden nicht gesprochen seien, um die Gedanken Jesu zu verhüllen, sondern um sie zu enthüllen! Es ist das Verdienst des Marburger Theologen Adolf Jülicher, auf diesen Umstand nachdrücklich hingewiesen zu haben. In seinem zweibändigen Werke über die „Gleichnisreden Jesu" geht er der allegorisierenden Auslegungsmethode mit allem Ernst und, wie wir meinen, mit überzeugender Beweiskraft zu Leibe. Drei Gründe werden von ihm und anderen Forschern gegen jene Methode geltend gemacht. Die Gleichnisse Jesu brauchen nicht wie Allegorien bis ins kleinste gedeutet zu werden, weil sie sich selber deuten! Man denke nur einmal an das herrliche Gleichnis vom verlorenen Sohn. Ist hier der Grundgedanke, die Freude über eine wiedergefundene Menschenseele, klar herausgestellt, — was bedürfen dann die einzelnen Züge der Bildhälfte noch der besonderen Deutung? Ist nicht diese Geschichte in sich selber so klar, daß jedes Kind sie verstehen kann? Zweitens aber: die Gleichnisse können gar nicht in befriedigender Weise ausgedeutet werden, weil ihnen als vermeintlichen Allegorien der authentische Schlüssel fehlen würde, den nur Jesus selber uns geben könnte. Ein Gang durch die Geschichte der Auslegung zeigt in der Tat, daß auch über die wichtigsten Einzelheiten keine volle Übereinstimmung bei den Auslegern erzielt worden ist, daß vielmehr einer den anderen in geistreichen Einfällen und Deutungsversuchen zu überbieten sucht. Als Kuriosum sei nur der eine Fall angemerkt, daß ein neuerer Ausleger bei dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20, 1 flg.) für die früher und später geworbenen Arbeiter nicht weniger als vier verschiedene Deutungen neben einander vorträgt, aus denen man sich nun die beste auswählen mag. Solche Willkür wird unmöglich gemacht, wenn man sich einfach an den Vergleichungspunkt hält (die Gnade steht über dem Recht!) und diesen Gedanken in den Mittelpunkt der Auslegung stellt. Endlich drittens: die Gleichnisse Jesu dürfen nicht wie Allegorien ausgedeutet werden, weil diese Methode uns mehrfach auf sittlich anstößige Gedanken führen würde. Wir denken hierbei an das Gleichnis von der bittenden Witwe (Luk. 18, 1 flg.), wo nicht der ungerechte Richter mit Gott und die Witwe mit den Menschen verglichen, sondern nur die Mahnung eingeschärft werden soll: Unablässiges Bitten führt zum Ziel! — ferner an das vielumstrittene Gleichnis vom ungerechten Haushalter (Luk. 16, 1 flg.), worin uns Jesus nicht einen abgefeimten Betrüger als Vorbild hinstellen, sondern den Rat erteilen will: seid klug, ihr Gotteskinder, in himmlischen Dingen, wie die Weltkinder klug sind in ihren Kniffen und Gaunereien!

Freilich zeigt uns gerade dieses Beispiel deutlich, daß die Evangelisten ihrerseits von einem solchen schlichten Verständnis der Jesusworte weit entfernt waren. Nachdem

Jesus (Luk. 16, 8) sein Gleichnis deutlich genug mit einem Hinweise auf den Wert der Klugheit geschlossen hat, fährt der Evangelist (Vers 9) fort: Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon usw. Er liest aus dem Gleichnis Jesu — seltsam genug — nur die Mahnung heraus, daß man seine irdischen Güter treulich im Dienste Gottes verwenden soll, und er hat sich mit jenem Satze (Vers 9) die Überleitung geschaffen zu einer Reihe von anderen Worten Jesu, die sämtlich vom irdischen Reichtum handeln. An diesem Kapitel wird es uns klar, daß wir mehr als bisher lernen müssen, zwischen den Worten der drei Evangelisten und den dahinter stehenden Worten Jesu scharf zu unterscheiden. Ein treffliches Hülfsmittel für diese oft mühsame, aber stets lohnende Arbeit bietet auch Nichttheologen die kleine Schrift von Heinrich Weinel über „Die Gleichnisse Jesu" („Aus Natur und Geisteswelt", 46. Bändchen, Leipzig, Teubner, 1904), worin am Schluß die deutschen Texte der Gleichnisreden nach den drei ersten Evangelisten neben einander abgedruckt sind.

Nicht in dunklen Allegorien, sondern in lichten Gleichnissen hat Jesus zum Volke geredet. Und zwar ist es überall der Gedanke vom Himmelreich, der sich durch diese lieblichen Bildreden hindurchzieht. Das Himmelreich als eine kostbare Gabe, die Gott den Menschen schenkt, oder als eine Summe von heiligen sittlichen Aufgaben, die es uns stellt; das verborgene Wachstum dieses Reiches und sein herrliches, ewiges Ziel: das ist das große Thema, das in immer neuen Variationen vorgetragen wird. Und wie sinnig weiß Jesus an kleine, scheinbar unbedeutende Vorgänge in Natur und Menschenleben anzuknüpfen, Gedanken der Ewigkeit daraus zu schöpfen! Er schaut dem Treiben der Menschen aufmerksam zu, den Fischern bei ihrem Fang, dem Säemann bei seiner Aussaat, den spielenden Kindern am Markte, den Vorgängen in Haus und Familie, dem Jubel des Hochzeitstages und der Trauer der Totenfeier: und das alles wird ihm zum Bild und zum Gleichnis höherer, göttlicher Gedanken. Wandern wir aber im Geiste mit ihm und lernen gleich ihm die Dinge zu schauen und in ihrem innersten Wesen zu erfassen: dann wächst in uns die Bewunderung dieses einzigartigen Menschen, der ein poetisches Gemüt und ein frommes Herz so schön zu vereinigen wußte, und der das Dichterwort in seiner ganzen Tiefe erfaßt hat: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!"

Dresden. Dr. Karl Kautzsch.

Für nachdenkende Konfirmanden.

Wie wir über uns eine Sonne haben, der die ganze Natur auf unserem Planeten ihre Entfaltung verdankt, so haben wir auch in uns eine Sonne, von der die ganze Kultur des Menschengeschlechtes herkommt: unsere Seele.

Wie das Sonnenlicht von Natur nur einfarbig ist, so ist auch unser Seelenleben von Hause aus ein Ganzes; wie aber die wissenschaftliche Forschung das weiße Sonnenlicht in ein buntes Farbenband zerlegen kann, so hat sie auch das Seelenleben zerlegt in seine fünf Bestandteile: Vernunft, Wille, Gemüt, Fantasie und Gedächtnis; wie aber endlich der eine diese, der andere jene Farbe des Sonnenspektrums vor der anderen bevorzugt, so machen wir Menschen es auch mit der einen oder anderen Seite unseres Seelenlebens, und das nennen wir dann die besondere Art unserer Bildung.

Daß unsere Gesamtbildung eine völlig harmonische, für alle Seiten des Seelenlebens gleichmäßige sei, ist leider unmöglich, weil wir schon unbewußt und von Geburt her nach der einen oder anderen Seite stärker beanlagt sind. Ohne es zu wissen, ist der eine schon mehr ein Vernunftmensch, der andere ein Willensmensch, der dritte ein Gemütsmensch, der vierte ein Fantasiemensch, der fünfte ein Gedächtnismensch.

Wenn man nun aber von der Kindheit in das reife Leben geht, wo man eine Selbsterziehung und damit eine

Charakterbildung an sich vornehmen will, so muß man wissen, welche Seite seines Seelenlebens man vor allen anderen pflegen und in das Zentrum der Selbsterziehung rücken will.

Macht man die Bildung der Vernunft zur Hauptaufgabe, so wird man ein Mensch der klugen Berechnung, ein Philosoph, ein Politiker, ein Forscher, ein Begriffsmensch, ein Mensch mit allerlei Gesichtspunkten, oder auch ein tüchtiger Erwerbsmensch, aber man bleibt innerlich kühl und wird leicht eitel und rechthaberisch.

Macht man die Bildung des Willens zur Hauptaufgabe, so wird man eine energievolle Persönlichkeit, tatkräftig, entschlußfähig, unter Umständen rücksichtslos, ein brauchbarer Beamter, vielleicht ein tonangebender Gruppenführer, ein Kraftmensch, ein Pflichtenmensch, aber man bleibt innerlich kalt und wird leicht hart.

Macht man die Bildung der Fantasie zur Hauptaufgabe, so wird man ein träumerischer Mensch, erfindungsreich, sinnig, poesievoll, ein angenehmer Gesellschafter, ein Freund der Kunst, vielleicht ein Künstler, ein Geschmacksmensch, aber man bleibt unpraktisch, ist innerlich zerstreut, oft launenhaft, leicht reizbar und ungerecht, liebt die Menschen wohl in der Idee, achtet sie jedoch in der Wirklichkeit nur gering. Man kann dabei zum Menschenfeinde werden, der innerlich wohl warm empfindet, mit seiner Wärme aber gegen die Menschen fast nie herauskommt, weil der verfeinerte Geschmack sich in der Regel von allen denen abgestoßen fühlt, welche das Auge sieht und das Ohr vernimmt.

Macht man die Bildung des Gedächtnisses zur Hauptaufgabe, so wird man ein gelehrter Mensch, ein Vielwissender, auch ein pietätvoller und dankbarer Mensch, aber man lebt mit seinem Herzen eigentlich immer in der Vergangenheit, rühmt gern die gute alte Zeit, schwärmt für die Toten, wird leicht ein Aktenmensch und bleibt bei aller inneren Wärme für das Vergangene doch meist blind und taub für die Schönheit der Gegenwart und für die Aufgaben der Zukunft.

Macht man die Bildung des Gemütes zur Hauptaufgabe, so wird man ein guter, ein gutmütiger Mensch, milde, verzeihend, gerecht, versöhnend, geduldig, im Verkehr mit anderen taktvoll, rücksichtsvoll, diskret und bescheiden, im Hinblick auf die Schöpfung und auf das Tagesleben fromm, liebevoll, hoffnungsreich, und da gibt es keinen Nachsatz, der mit „Aber" beginnt. In allem, was man tut und spricht, gewährt oder versagen muß, liegt immer ein Stück des Herzens mit darin, und wo man einmal das ganze Herz verschenkt, da macht man glücklich und fühlt sich selber glücklich.

Vernunft, Wille, Fantasie und Gedächtnis dienen uns dazu, in der Welt eine Stellung zu gewinnen. Sie möglichst zu bilden, werden wir also schon von außen her in reichem Maße gezwungen. Die Gemütsbildung bringt aber keinen praktischen, sichtbaren Nutzen; sie trägt ihren Wert nur in sich und wird daher leicht vergessen. Das war es, woran Christus erinnern wollte mit dem Worte: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Nicht darauf also kommt es an, die Weltgewinnung zu vermeiden oder gar zu bekämpfen und zu verachten, nicht darauf, die Entwicklung von Vernunft, Wille, Fantasie und Gedächtnis zu vernachlässigen, sondern darauf, zugleich beim Streben nach Weltgewinnung die Gemütsbewahrung im Auge zu behalten und gleichzeitig mit der Pflege dieser oder jener der vier anderen Seiten des Seelenlebens die Pflege des Gemütes bewußt zu verbinden. Wem es nämlich gelingt, die Gedanken der Vernunft, die Entschlüsse des Willens, die Träume der Fantasie, die Aneignungen des Gedächtnisses stets mit den frommen und sittlichen Empfindungen des Gemütes zu durchgeistigen oder sozusagen zu durchleuchten, der bleibt vor den Charakterfehlern bewahrt, die sonst so leicht mit der Ausbildung von Vernunft, Wille, Fantasie und Gedächtnis verbunden sind. Es handelt sich also nicht um ein „Entweder — Oder", sondern um ein „Sowohl — Als auch". Man soll das eine tun, aber das andere nicht lassen. Da aber ein rein praktischer, weltlicher, auf den gemeinen Nutzen abzielender Antrieb zur Gemütspflege nicht vorliegt, so empfiehlt es sich, die Gemütsbildung bei der Selbsterziehung in das Zentrum der Beachtung zu rücken; denn einerseits ist das Gemüt durch seine Eigenart tatsächlich das Zentrum unseres Seelenlebens, andererseits bleibt seine Ausbildung in unserer Zeit, wo jeder den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kampf ums Dasein führen muß, in Wahrheit leider noch immer weit genug im Hintertreffen, auch wenn man sich ehrlich bemüht, die Gemütsbildung in das Zentrum seiner Selbsterziehung zu stellen. Das wirksamste Mittel zur Gemütsbildung ist die Religion. Wohl dem, der durch sie eine Bereicherung seines Seelenlebens sucht! Ihn werden die Stimmen seines Gemüts vor Abirrungen und Einseitigkeiten bewahren, und er wird dasjenige Maß von harmonischer Entfaltung des Seelenlebens erreichen, das zu erlangen uns Menschen überhaupt möglich ist.

Bremen. O. Hartwich.

Die Schlacht auf dem märkischen Sande.

Obgleich zurzeit durch die endliche Fertigstellung des seit drei Jahren im Erscheinen begriffenen fünften Bandes meines Handbuches mehr als überbürdet, glaube ich es doch unserem „Protestantenblatt" schuldig zu sein, zu der Fittbogenschen Literaturübersicht in Nummer 5 eine kleine Erklärung abzugeben. Es kann ja jeder über den von ihm heraus- und angegriffenen Punkt denken wie er will. Aber für mich handelt es sich in dem wohlerwogenen Satz über die Schlacht auf dem märkischen Sande nicht von ferne um eine „Übertreibung". Und noch weniger kann ich die Frage für richtig erkennen: „Wozu solche nutzlosen Übertreibungen?"

Um diese Frage überhaupt beurteilen zu können, muß ich freilich eine ernste Forderung stellen, an welche auch der Verfasser jener Literaturübersicht wahrscheinlich nicht gedacht hat. Man muß zu diesem Behuf nämlich wirklich einmal den schon im Jahre 1883 erschienenen zweiten Band meines Handbuches über die „Geschichte des Katholizismus seit der Restauration des Papsttumes" gründlich studieren, zumal den gesamten dritten Teil: von Paragraph zu Paragraph, d.h. von Etappe zu Etappe. Das Gleiche gilt von den beiden Bänden der kleinen Schriften über die innere Geschichte des Katholizismus. Dort finden sich haufenweise die Belege, aus welchen die (so weit es mir überhaupt möglich ist) populärer gehaltenen Vorträge über die Hemmungen, die Selbstverschuldung, die internationale Seite ꝛc. nur die einfachen Schlußfolgerungen ziehen. Daneben ist es wohl nicht zu viel verlangt, wenn ich den gleichen Wunsch speziell noch mit Bezug auf die kleine Schrift über Bischof Anzer ausspreche.

In dieser letzten Schrift ist es bereits dargelegt, wie die päpstliche Politik heute genau in derselben Weise die deutsche Diplomatie gegen das im Kulturkampf befindliche Frankreich ausspielt, wie seinerzeit das Mac Mahonsche Regime in Frankreich gegen den deutschen Kulturkampf. Daß Generaloberst von Loë im wesentlichen die gleiche Rolle übernommen hat, wie seinerzeit General Boulanger in Frankreich, ist dort ebenfalls bereits angedeutet. Seither ist noch der so überaus bezeichnende Vorfall in Metz dazu getreten, wo unser Kaiser auf dem neugewonnenen Reichsboden zwischen den beiden Kardinälen Kopp und Fischer in der Mitte eine Rede hielt, welche in Frankreich als ein recht eigentliches quos ego an die Adresse der dortigen Kulturkämpfer aufgefaßt wurde. Der bescheidene Hinweis auf die Wichtigkeit dieses Vorganges ist in der klerikalen Presse (wenn auch nicht von dem klügeren Kardinal Fischer selbst) zu einer persönlichen Beleidigung des Kaisers gestempelt. Aber wenn je der Krieg nahe gewesen ist, so war es in diesem Moment. Und dann wären die deutschen Armeen im Interesse der päpstlichen Politik in den Krieg gezogen gegen ein Land, welches heute mehr denn je kulturelle Zukunftsgedanken vertritt.

Die Fittbogensche Schlußfolgerung, daß der zweite Teil meiner Hamburger Rede die Übertreibung des ersten Teiles aufhebe, muß ich ebenfalls durchaus zurückweisen. Die Aufforderung zur Einigung und Sammlung beruht selbstverständlich darauf, daß ich „an den endlichen Sieg des Protestantismus glaube". Gewiß. Aber muß denn diese Hoffnung auf den deutschen Protestantismus beschränkt sein? Meines Wissens stand in Hamburg die internationale Lage des Protestantismus in Frage. Und da kann, wie seinerzeit bei dem Ansturm Philipps II., Ferdinands II, Ludwigs XIV. auch dem dermaligen Protestantismus die Hülfe von einer Seite kommen, wo unser kurzsichtiger Blick sie heute vielleicht am wenigsten sucht. Jedenfalls aber dürfte dabei das Frankreich, welches sich der Kongregationen erwehrt hat, etwas mehr in Betracht kommen, als das Deutschland, welches die Schätze derselben in den Ostmarken für die Wiederherstellung Polens ausnutzen läßt, welches den Jesuitenorden triumphierend zurückkehren ließ, welches das „Recht auf die Straße" in dem von Nördlingen her bekannten Sinne des Wortes „herkömmlich" den Prozessionen einräumt usw. usw.

In einem Punkte hat Herr Fittbogen dagegen durchaus recht. Auch diese Rede, wie manche andere, hat eine Bußpredigt sein wollen, wie bereits die Begründung des evangelischen Bundes eine solche Bußpredigt einschloß. Sollten aber „Bußpredigten" nicht speziell denjenigen Historikern obliegen, die nicht nur von Griechen und Römern zu lernen, sondern auch von einem Jesaia und mehr noch aus dem Natur- und Geschichtsbilde des Evangeliums „Gott in der Geschichte" zu verstehen suchen?

Ergo: Mögen andere die Schlacht auf dem märkischen Sande noch erwarten! In demjenigen Sinne, in welchem Wiseman auf Grund der Erfahrungen des Kölner Kirchenstreites und der Trierer Rockausstellung das Wort gemeint hat, ist sie geschlagen und „ein für alle Mal" verloren. Darum ist uns aber andererseits in unserem neuen Reich doch auch vieles andere „ein für alle Mal" gegeben, und speziell unserer evangelischen Kirche in der gleichen Zeit des Kulturkampfes geschenkt. Ich erinnere nur mit einem Wort an die Herrmannsche Begründung der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen. Das Märzheft der Zeitschrift „Das evangelische Deutschland" wird über diesen Punkt auf Grund der Herrmannschen Tagebücher und der Briefe des Kaisers an Herrmann einiges neue zu bringen beginnen, das im Handbuch seine weitere Fortsetzung finden soll. Auch mit Bezug auf jene Kirchenverfassung ist dort das gleiche Wort „ein für alle Mal" gebraucht. Das eine hängt, wenigstens meiner Auffassung nach, enge mit dem anderen zusammen.

Jena. Rippold.

Friedrich der Große als Oberkirchenrat.

In der landläufigen Vorstellung figuriert „der alte Fritz" als Religionsspötter vom Schlage Voltaires, zum mindesten aber als Vertreter des ödesten Rationalismus. Letztere Vokabel pflegt auf gewisse Kreise zu wirken wie der rote Lappen auf den Stier. Ich verkenne keineswegs die Mängel des Rationalismus: seine Schwäche lag vor allem in einem sehr geringen Verständnis der Geschichte, welche er mit bieder-hausbackener, oft herzlich philiströser Vernunft zu meistern sich gestattete. Aber dieser Mangel geschichtlichen Sinnes wird reichlich aufgewogen durch den hohen Vorzug religiöser Duldsamkeit, wie er die ganze Zeit der „Aufklärung" in für unsere Gegenwart vorbildlicher Weise beherrscht. Waren die religiösen Räsonnements der friederizianischen Epoche auch vielfach ungeschichtlich, damit unrichtig und für die Folge unhaltbar: sie befreiten gleichwohl vom Joch vernunftwidriger Dogmen und ließen jeden auf seine Fasson selig werden. Um diese wertvolle Errungenschaft des vielgeschmähten Rationalismus ganz würdigen zu können, wollen wir uns zunächst einen Einblick in das unter Friedrich Wilhelm II. an das Ruder gelangte Ministerium Wöllner verschaffen. Drei Jahre nach dem Tode des großen Königs schreckte der zum Chef des Kultusministeriums avancierte Herr Pastor nicht davor zurück, einen förmlichen Ketzerprozeß gegen den Kopernikus der gesamten Philosophie anzustrengen. Hatte sich doch Kant erfrecht, „die Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft" darzustellen und damit, nach Wöllners Meinung, sich einer unverzeihlichen Grenzüberschreitung und eines frechen Baumfrevels im heiligen Hain der kirchlich approbierten Theologie schuldig gemacht. Die unausbleibliche Folge war, daß die Zensur des Wöllnerschen Religionsedikts ihres gerechten Amtes waltete und dem gemaßregelten Königsberger Magister die starken Schwingen seines hohen Geistes vorschriftsmäßig beschnitt. Wie vorteilhaft unterscheidet sich von dieser um Thron und Altar mit Unverstand eifernden Kirchturmspolitik die sokratische Weisheit Friedrichs II. Als oberster Schirmherr der evangelischen Kirche kam dieser Philosoph im Purpur des öftern dazu, die Rolle eines Oberkirchenrats übernehmen zu müssen. Wie meisterhaft er dieselbe spielte, davon gibt uns ein kürzlich erschienenes Buch: „Hohenzollern-Anekdotenschatz in Versen" von Dr. Ernst Arthur Lutze (Berlin 1905, Verlag für nationale Literatur) ebenso erfreuliche und ergötzliche, als zeitgemäße und lehrreiche Proben. Wir müssen es uns leider versagen, auf den reichen Inhalt des hübschen Werkes — es enthält 73 Gedichte, welche von Albrecht Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Bayreuth (1522—57) bis Friedrich Wilhelm IV. (1840—61) reichen, — näher einzugehen. Doch können wir nicht umhin, die evangelischen Ketzerrichter und starren Zeloten unserer Zeit mit einigen salomonischen Urteilen des als höchste Instanz angerufenen großen Königs bekannt zu machen.

Indem wir den „Fall Römer" (nicht weil er der schlimmste, sondern weil er der neueste ist!) im Auge behalten, lassen wir uns von Dr. Lutze den im Jahre 1777 spielenden „Fall Hayne" erzählen:

Am heil'gen ersten Ostertag des Jahres
Eintausendsiebenhundertsiebzig war es,
Da sprach der alte, brave Pfarrer Hayne
In Wusterhausen also zur Gemeine:
„Als glücklich preis' ich den und selig ist hienieden,
Wer in der Hoffnung findet seinen Frieden.
Wer an die Auferstehung glauben kann,
Der ist gebenedeit und ist sehr wohl daran;
Ich für mein armes Teil, ich kann daran nicht glauben,
Doch will ich niemand seine Hoffnung rauben."
Kaum hat das Konsistorium dies vernommen,
Hat Hayne schleunigst einen Brief bekommen:
Fürs erste sei vom Amt er suspendiert
Von wegen Gotteslästerung und Lügen.
Dann wurde an den König submittiert,
Er mög' in Gnaden weiteres verfügen.
Der große König rief den Schreiber Heinrich Bill
Und hieß ihn folgendes als Antwort schreiben:
„Der bleibt im Amt! Wenn er nicht auferstehen will,
Mag er am jüngsten Tage liegen bleiben."

Kürzlich richtete ich, unter Hinweis auf mein musikalisches Unvermögen, an einen landeskirchlichen Oberhirten die Bitte, die Liturgie sprechen, statt singen zu dürfen. Der hochwürdige Herr schlug mir, unter dem Vorwand, die Gemeinden verlangten das Singen, meine berechtigte Bitte rund ab. Wie viel einsichtsvoller war doch „der alte Fritz"! Daß Hochderselbe mich für immer vom Singen der Liturgie dispensiert hätte, dafür bürgt mir die folgende köstliche Anekdote des Lutzeschen Buches:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!"
So sangen vor dem Schlosse zu Berlin
Die Schüler einst gemäß der Kirchendisziplin
Mit schlechten Stimmen, doch mit kindlichem Gemüte.
Der König Friedrich stand am Fenster dorten.
Erst blieb er bei dem Singen still und stumm,
Dann aber drehte er sich plötzlich um
Und wandte an d'Argens sich mit den Worten:
„Auch ich muß Gottes großer Güt' und Huld
Den schuld'gen Zoll der tiefsten Ehrfurcht bringen;
Denn es erfordert mehr als göttliche Geduld,
Mit anzuhören dieses schlechte Singen."

In den sächsisch-thüringischen Kleinstaaten gibt es hier und da ein kirchliches Kuriosum. So besteht in der Landeskirche eines thüringischen Herzogtums bis auf den heutigen Tag die von Serenissimus streng aufrecht erhaltene Verordnung, kein Geistlicher dürfe einen Schnurrbart tragen, der nicht Teil eines Vollbartes sei! Einen fast noch größeren kirchenregimentlichen Eingriff in die „Freiheit eines Christenmenschen" bekundet die vor einiger Zeit durch die Zeitungen gegangene Zumutung einer anderen kleinstaatlichen Kirchenbehörde, die Pastoren möchten auf höheren Wunsch den Besuch des Theaters unterlassen! — Wie anders als so ein thüringischer Pontifex dachte doch der größte Hohenzoller. Darüber vergewissert uns das nette Poem:

Der Komödienbesuch wider Willen.

Der spät'sten Nachwelt zu allew'gem Danke
Erschuf in Halle der ehrwürd'ge Francke
Aus kleinsten Mitteln einst das größte Waisenhaus;
Doch sah's mit seinem Sohn ganz anders aus.
Der war ein richtiger Zelot geworden,
Drum rechnete man ihn zum Muckerorden.
Er war Professor der Theologie,
Im übrigen so dumm fast wie ein Vieh.
Nun war im Auge ihm der größte Dorn
Zu Halle die Komödie. — Voller Zorn
Befahl er den Studenten, sie zu meiden,
Weil ihre Sittlichkeit dort könnte leiden.
Das hörte König Friedrich — und sogleich
Schrieb er an ihn: „In meinem Königreich
Will nun und nimmer ich die Mucker schützen,
Die nur sich selbst, nicht der Gesamtheit nützen,
Und die erhab'ne freie Kunst verfluchen.
Doch, um Ihm zu beweisen, daß die Kunst
Mit vollem Recht verdient der Menschen Gunst,
Befehl' ich Ihm, das Schauspiel zu besuchen.
Dann bringt Er mir ein Testimonium bei,
Gefertigt vom Direktor der Komödie,
Daß Er auch wirklich dort gewesen sei,
Wo nicht, so gibt's für Ihn eine Tragödie."

Dem liberalen Theologen von heute dürfte dieser gekrönte Oberkirchenrat fast als Märchenprinz erscheinen. Und doch trennen uns von jenem goldenen Zeitalter erst 120 Jahre! „O, welch ein Wandel der Dinge!" Doch, nur Mut — „die Zeiten ändern sich".

Dresden. C. v. Kügelgen.

Heimarbeit.

Heim! ich glaube nicht, daß eine andere Sprache ein Wort besitzt, wie wir dies deutsche. Kindererinnerung und Gegenwartsfreude macht es lebendig — klein oder groß — arm oder reich — immer ist's umgeben und durchleuchtet von einem eigentümlichen Schimmer, bei dem uns still und traulich zu mute wird, wie dem Seefahrer im Sturm beim Gedanken an den sicheren Hafen, wie dem Wanderer in Schnee und Eis bei der Hoffnung auf die warme Stube.

Und Arbeit! — Menschenwürde und Menschenrecht ist sie gegenüber dem Tier, das der Stachel oder die Peitsche antreibt, das im Geschirr geht, gebunden in seinem Willen, — gegenüber der toten Maschine, die fremder Verstand und Wille einstellt und antreibt, — Menschenrecht in der Wahl, in der klugen Berechnung, in der Herrschaft über den Stoff und die Verhältnisse — Menschenwürde, weil Ähnlichkeit mit dem großen Arbeiter droben.

Und nun beides bei einander — Arbeit im Heim — nicht draußen in fremder Umgebung und unter Fremden, mit dem Blick auf die Kinder, mit dem Gefühl zu Hause zu sein. Ist's nicht ein eigen schönes Ding darum, nicht heraus zu müssen am Morgen, nicht am Abend spät heimzukehren, mit den Unsern am frohen Tisch, nahe ihnen in den Stunden der Sorge, die Kinder heranwachsend uns unter den Augen? Ist's nicht die schönste Arbeit — Heimarbeit im Heim, für's Heim?

Ich wußte schon darum, daß nicht allen dieser Zusammenklang behaglicher, beneidenswerter und beneideter Reiz bedeutet, ich wußte, daß Heimarbeit auch ein Wort ist, das großes Elend, viel Jammer, müde Augen im schlechten Licht, geringen Lohn, öde Kindheit, Sklavenleben bedeutet, — aber das wußte ich nicht, was ich nun weiß, seit ich in Berlin Unter den Linden, im alten Akademiegebäude, in der vom Verein für Sozialpolitik veranstalteten und täglich von zehn Uhr früh bis neun Uhr abends geöffneten Heimarbeitsausstellung war, — das wußte ich noch nicht, daß Heimarbeit ein Wort ist, das deutsche Schmach und Christenschande bedeutet, ein Wort, bei dem deutsche Christen erröten müssen.

Ich kam heim und fand mein Kind mit einem Schäfchen spielend, das ich um wenige Groschen ihm gekauft hatte, — ich konnt's nicht ansehen, denn an dem Kinderspielzeug hatten Kinderhände geschafft um wenige Pfennige Stundenlohn. Wo war deren Kinderzeit und Kinderspiel? — Die Mutter nahm das Kind und zog's zum Ausgang an mit hübschem Mäntelchen und flotter Mütze, — an dem hatten Frauenhände geschafft rastlos — das Dutzend für wenige Mark, — die Stunden abhastend um wenige Pfennige, — aus Mutterssorge um Kindeshunger zu stillen — ohne Zeit zur Mutterfreude. — Und mein Rock und meine Schuhe — die Feder, mit der ich dieses schreibe, was klebt daran von Elend, Hunger, saurem Schweiß und — Christenschmach.

Wir werden davon noch hören, wir müssen lernen uns zu schämen, wir müssen lernen von denen, die Besserung wissen und zur Abhülfe Wege weisen, damit das deutsche Christenvolk die Schmach los wird, die heute sich birgt unter dem schönen traulichen Worte — Heimarbeit.

So macht es Gott, — er sieht eine Weile der Menschen Elend an, ob die Menschen es sehen werden — dann zeigt er's ihnen durch seine Boten — das aber heißt für uns: er will's nun nicht mehr sehen. Wir wollen auf ihn hören.

Vom Büchertisch.

Das Problem der Willensfreiheit. Von Stadtpfarrer Ayrer in Widdern. Stuttgart, Verlag von Kohlhammer. 134 Seiten. 3 Mark.

Nachdem über die Frage der Willensfreiheit im „Protestantenblatt" lebhaft zwischen den Herren Kulemann und Petersen verhandelt worden ist, wird die vorliegende Schrift, welche vom Verfasser als „Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde" der Tübinger Philosophischen Fakultät vorgelegt wurde, besonderem Interesse begegnen. Das Problem ist „mit besonderer Berücksichtigung seiner psychologischen Seite" eingehend erörtert in vier Abschnitten, unter gründlicher Auseinandersetzung mit älteren und neueren Auffassungen, deren bedeutendste Vertreter mit ihren Äußerungen ausgiebig zu Wort kommen. Der Verfasser verwirft sowohl den Indeterminismus als auch den Fatalismus und bringt unter Verwertung der Psychologie, Physiologie und Statistik ein großes Tatsachenmaterial zusammen, aus dem er in besonnener und verständlicher Darlegung seine Schlüsse zieht.

Briefkasten.

A. in W. Ja, Dr. Kalthoff hat den Vorsitz im Monistenbund übernommen, dessen Ehrenpräsident E. Haeckel ist. Wir haben uns zu der Sache noch nicht geäußert, weil die Statuten des Bundes der Öffentlichkeit noch nicht vorliegen. Zu einem sachgemäßen Urteil ist aber die Kenntnis derselben durchaus notwendig. Denn wir können uns nicht denken, daß ein Pastor einer reformierten christlichen Gemeinde die alten Ziele Haeckels verfolgen kann. D. R.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 8.

Berlin
Bremen.

24. Februar 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Aushungern! — Zum Gedächtnis Karl von Burgers. (Aus Bayern.) — Nachrichten. — Für unsere Berliner Leser. — Erklärung. — Anzeigen.

Aushungern!

Die im Artikel „Kirchengezänk",*) Beil. Nr. 7 Sp. 165, angekündigte Veröffentlichung über die Behandlung von Universitätslehrern der modernen theologischen Richtung bei Berufungen in Preußen ist in Nr. 7 der „Chronik der Christl. Welt", Sp. 77—80, bereits erfolgt. Wir beeilen uns um der Wichtigkeit der Sache willen den Inhalt jenes Artikels unseren Lesern mitzuteilen. **)

Der Verfasser des „Chronik"-Artikels stellt die Erfolge der Greifswalder Lizentiaten in Tabellen zusammen mit denen aus Halle, Berlin und Göttingen und will zeigen, „wann Greifswalder Lizentiaten (d. h. solche der Orthodoxie) und wann Hallenser, Berliner oder Göttinger Lizentiaten (d. h. solche, unter denen die moderne Richtung überwiegt) außerordentliche Professoren an preußischen Fakultäten geworden sind. Die Tabellen erstrecken sich auf die letzten 15 Jahre (seit 1. April 1891) und schließen diejenigen aus, die vorher schon Privatdozenten waren und von denen einige noch immer nicht ordentliche Professoren geworden sind. Nur solche sind berücksichtigt die innerhalb Preußens außerordentliche Professoren wurden. Nach auswärts sind in dieser Zeit berufen: Karl Müller (in Halle Privatdozent, berufen nach Erlangen), Volk (Greifswald — Rostock), von Dobschütz (Berlin — Jena — Straßburg), Thümmel (Halle — Berlin — Jena), Holl (Berlin — Tübingen), B. Grützmacher (Berlin — Greifswald — Rostock). — Die akademische Karriere haben aufgegeben vor einer Berufung: Hachmann (Göttingen), Hollmann (Halle), Benzinger (Berlin), Gennrich (Berlin).

(Die akademische Karriere verläuft so, daß einer nach Abfassung und Annahme einer gelehrten Arbeit sein Lizentiatenexamen macht, in dem er aufs schärfste von den Spezial-Professoren für Neues Testament, Altes Testament, Kirchengeschichte, Glaubenslehre, Sittenlehre, praktische Theologie, geprüft wird. Der Lizentiat muß dann eine neue Schrift schreiben und ein neues kürzeres Examen (Colloquium) bestehen, oder kann auch bald nach bestandenem Lizentiaten-Examen [es ist das nicht auf allen Universitäten gleich], sich habilitieren, d. h. als Privatdozent niederlassen. Er bekommt für seine Vorlesungen vom Staate nichts und ist auf das Honorar der Studenten [10—20 Mk. vom Studenten für das Semester] angewiesen. Dann wird er nach dem Vorschlag von drei Kandidaten durch die Fakultät, wenn irgendwo eine Stelle seines Faches frei wird, als außerordentlicher [Extraordinarius] oder auch gleich als ordentlicher Professor [Ordinarius], im ersten Fall mit geringeren Bezügen und ohne Sitz und Stimme im Rat der Fakultät [als eine Art bezahlter und festangestellter Privatdozent] vom Kultusminister berufen — oder auch nicht.)

Nun die Tabelle der „Chronik":

I. A) Greifswalder Lizentiaten.

	Promotion	Habilitation	Extraordinariat	Wartezeit seit der Ordination: im ganzen	bisher
1. Bosse	Apr. 91	S.-S. 91	94 (NB. Schon von 92—94 kommissarischer Verwalter einer Professur)	3	
2. Haußleiter	Apr. 91	—	91 NB. Sofort Ordinarius)	0	
3. Lütgert	Okt. 92	Okt. 92	Mai 95 (NB. Ordinarius Nov. 02)	$2^1/_2$	
4. Cremer	März 92	—	S.-S. 95	0	
5. Althaus	Febr. 96	—	Juni 97 (NB. Ordinarius März 99)	$1^1/_2$	
6. Kropatscheck	Juli 98	Juli 99	Febr. 02	$2^1/_2$	
7. Kögel	Febr. 99	W.-S. 99/00	—	—	$6^1/_2$
8. Bornhäuser	Febr. 02	—	W.-S. 01/02 (verweist ein Ordinariat seit S.-S. 04).	0	
9. Stosch	Juni 01	Apr. 02	—	—	4
10. Jordan	Juni 02	Juli 04	—	—	$1^1/_2$
11. Ückeley	02	W.-S. 05/06	—	—	$^1/_2$
			7 Beförderte	$9^1/_2$	

B) Hallenser, Berliner, Göttinger Lizentiaten.

	Promotion	Habilitation	Extraordinariat	Wartezeit seit der Habilitation: im ganzen	bisher
1. Halle.					
1. Clemen	Okt. 92	Okt. 92	—	—	$13^1/_2$
2. G. Ficker	93	93	03	10	
3. Steuernagel	Juli 95	Juli 95	—	—	$10^1/_2$
4. Stange	95	95	Apr. 03 (NB. Sofort Ordinarius in Königsberg, dann gleich in Greifswald)	8	
5. Juncker	91	96	04	8	
6. Scheibe	Juli 97	Juli 97	—	—	$8^1/_2$
7. Ecke	Mai 99	—	00 (NB. Ordinarius 00)	0	
2. Berlin.					
1. Titius	Apr. 90	Juni 91	Okt. 95	$4^1/_2$	
2. Wobbermin	Juli 95	Okt. 98	—	—	$7^1/_2$
3. Schmidt	Febr. 98	Juni 99	—	—	7
4. Knopf	März 98	S.-S. 00	—	—	6
5. Beth	Juli 97	März 01	—	—	5
6. E. Klostermann	Apr. 01	S.-S. 01	—	—	5
7. Hoennicke	Juli 00	Aug. 01	—	—	$4^1/_2$
8. v. d. Goltz	Dez. 93	Juli 02	—	—	$3^1/_2$
3. Göttingen.					
1. Rahlfs	Nov. 91	Nov. 91	Apr. 01	$9^1/_2$	
2. Achelis	Mai 93	Mai 93	01	8	
3. Otto	Juli 98	W.-S. 98/99	—	—	$7^1/_2$
4. v. Walter	01	Dez. 01	—	—	$4^1/_2$
5. Heitmüller	Febr. 02	März 02	—	—	4
			7 Beförderte	48	

Sieben Greifswalder Beförderte haben nur $9^1/_2$ Jahr gewartet. — Sieben Halle-Berlin-Göttinger Beförderte haben volle 48 Jahre gewartet.

*) Kirchengezänk II bleibt wegen dieses Artikels für Nr. 9 zurück.

**) Der Verfasser des „Chronik"-Artikels hat Greifswald als die Hohe Schule der Orthodoxie in Preußen, an der u. W. kein modern gerichteter Theologe wirkt, von der sogar gerühmt werde, daß sie allmählich aber sicher eine streng lutherische Fakultät werde, den anderen Universitäten, an denen auch die moderne Theologie Vertreter hat oder hatte, gegenübergestellt.

Aber die „Chronik" kann an den Privatdozenten, die noch warten (einer seit 1892), noch deutlicher das Mißverhältnis (wessen? der Begabung oder der Begünstigung der Greifswalder Lizentiaten?!!) nachweisen an folgender Tabelle.

Es warten jetzt noch als Privatdozenten:

Seit	Greifswalder Lizentiaten	Halle-Berlin-Göttinger Lizentiaten
1892	—	1 (13½ Jahre)
1893	—	—
1894	—	—
1895	—	1 (10½ J.)
1896	—	—
1897	—	1 (8½ J.)
1898	—	2 (7½ u. 7½ J.)
1899	1 (6½ Jahre)	1 (7 J.)
1900	—	1 (6 J.)
1901	—	4 (5 u. 5 u. 4½ u. 4½ J.)
1902	1 (4 J.)	2 (4 u. 3½ J.)
1903	—	—
1904	1 (1½ J.)	—
1905	1 (½ J.)	—
(Summe solcher Wartejahre)	(12 J.)	(87 J.)

Weil es sich um eine für manchen der Aufgeführten vielleicht noch lange nicht abgeschlossene Wartezeit handelt, kann man keine Durchschnittswartezeit berechnen, aber man kann sagen mit der „Chronik": Auf 7 Beförderungen in Greifswald kommen an Wartejahren solcher Privatdozenten, die heute noch warten, 12. Auf 7 Beförderungen in Halle-Berlin-Göttingen kommen an Wartejahren solcher Privatdozenten, die heute noch warten, 87.

Aber auch Halle-Göttingen-Berlin haben in ihrer Tabelle zwei rasche Beförderungen. D. Stange ist nach 8 Jahren Privatdozent in einem Jahre 1903 außerordentlicher und ordentlicher Professor geworden und hat den Ruf an drei Universitäten erhalten, und D. Ecke hat 1899 sein Examen gemacht und wurde 1900 außerordentlicher und ordentlicher Professor. Gewiß — nur sind der Theologie nach diese beiden — Greifswalder!

„Aushungern" haben wir unseren Artikel überschrieben — ausgehungert werden wenigstens in Preußen die moderne Theologie und ihre jüngeren Vertreter.

Wie der Kaufmann, der seine Bilanz zieht oder ein großes Geschäft abschließen will, sich nicht stören lassen kann, sondern alle Gedanken und Sinne fest zusammengerafft auf all die Zahlen und Berechnungen, die vor seinem geistigen Auge stehen, gerichtet halten muß, so muß der Gelehrte, der die Gesamtsumme ziehen will aller der Hunderte an Einzelbeobachtungen und Einzeluntersuchungen, die er gemacht oder in den Schriften anderer gefunden hat, zu schärfster Sammlung und Anspannung seines ganzen inneren Menschen — Stille haben. Stille — und Zeit, daß nichts Überhastetes, Unfertiges, Ungenaues aus dem Kopf in die Bücher und in das Wissen seiner Hörer kommt. Wie der gewissenhafte Rechner immer noch einmal den Finger die Zahlenreihen entlang gleiten läßt — bis er sicher und fest die Schlußsumme schreibt —, so muß der deutsche Gelehrte, soll er anders den Ruhm der deutschen Wissenschaft, die eigene Ehre, die Pflicht gegen Hörer und Leser bewahren, zu seiner Arbeit Stille und Zeit haben. Wer immer es versucht, im praktischen Kirchenamt speziell gelehrte Arbeit zu treiben, der bezeugt es, welcher Kraftaufwand, welche Nervenanspannung dazu gehört, um aus dem Getriebe des Amtslebens sich in jene Ruhe und Zeitlosigkeit hineinzuzwingen, in der erst der Geist zu solcher Arbeit frei und fähig wird. So kann der Privatdozent und gerade er, der noch nicht herrscht über den Stoff, wie ein Meister, der mit dem Stoff noch zu ringen hat, nicht nebenbei Stunden geben, oder Zeitungsartikel oder Bücher schreiben, um zu „verdienen, ja, er darf es nicht, vor allem die beiden letzten Hülfen darf er nicht in Anspruch nehmen, um nicht leicht fertig, um nicht leichtfertig zu werden. Wenn

nun der Beutel dünn, wenn die Vorlesungen der nicht examinierenden, vielleicht bei der Examensbehörde um ihrer modernen Theologie willen unbeliebten Privatdozenten schwach besucht sind, wenn dann das Privatdozentenstipendium, das höchstens fünf Jahre lang in der Höhe eines sehr mäßigen Studentenwechsels vom preußischen Staat verliehen wird, verzehrt ist, wenn die Frage drückt und quält um die opfernden Eltern, die Schwestern und Brüder, wenn die Jahre vergehen und andere vorgezogen werden, jüngere vorwärts kommen, wenn der Teufel kommt und flüstert — „mußt du alles sagen, was du denkst?" — wenn das Herz bitter wird, wenn die Stimme des Herzens zum Schweigen kommen muß, weil die Aussicht in die Zukunft ganz dunkel ist . . . Es gibt, ja es gab und gibt stille, ungenannte Helden, die dies ertragen haben und noch ertragen, es ist gut, daß auch die Laien das erfahren, vielleicht auch die Männer in glänzenden Ministerwohnungen, unsere Gegner, die den beliebten Vorwurf im Munde führen, „die moderne Theologie bewährt sich nicht im praktischen Christentum, sie könne nicht Trost spenden an den Kranken- und Sterbebetten". Nun, an den Schreibtischen hungernder deutscher Idealisten hat sie Kraft gegeben zum Ertragen und Entsagen, und es scheint uns da kein verächtliches Stück praktischen Christentums Wirklichkeit zu werden.

Aber schließlich sollen und müssen wir Liberalen Opfer bringen für unsere Sache, das ist recht und billig und notwendig für deren Wachstum, aber das deutsche Volk und „Preußen voran" hat noch ein anderes Interesse als diese seine Privatdozenten — das ist die deutsche theologische Wissenschaft.

Nehmen wir eins der kleinen, dünnen, billigen Hefte der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" zur Hand, in einer Stunde ist es gelesen —, Tausende von Stunden der Arbeit, nicht eines Einzelnen, des Verfassers allein, sondern Hunderter von Vorarbeitern und Mitarbeitern haben dazu gehört, daß es in seiner Schlichtheit und Reinheit zu stande kam.

Ein deutscher Gelehrter erzählte, wie er einmal um eines Satzes willen, den er in seiner Schrift aufstellen wollte, das Neue Testament Wort für Wort durchging, um festzustellen, wie oft dort „Jesus Christus", „Christus Jesus", „der Christus", „Christus" und „Jesus" vorkomme, und wie er jede Stelle, die er fand, genau auf den Zusammenhang und den Inhalt geprüft habe. Heinrich von Treitschke klagte mir einmal, wie er Tausende von Seiten in Memoiren und Briefsammlungen durchgehen müsse, ohne etwas zu finden, bis er unter den Tausenden eine fände, deren Inhalt er brauche.

Wer soll in der Theologie — die durch den Einzug der religionsgeschichtlichen Forschung in ihren Kreis ganz neue Quellen, unerforschte Gebiete, die Aufgabe neuen Durchforschens alter bekannter Gebiete der Geschichte unter neuen Gesichtspunkten auftut, die bei einer notwendigen Erneuerung der Dogmatik und Ethik die modernen Arbeiten auf dem Gebiete der Seelenlehre, der Gehirn und Nervenforschung, der Statistik, der Volkskunde wird berücksichtigen müssen —, die tausendfältige Einzelarbeit wie die großen zusammenfassenden Leistungen vollbringen — wenn die, die in solchem Sinne arbeiten wollen — ausgehungert, aus der gelehrten Republik vertrieben werden oder vor dem Eintritt zurückgeschreckt oder gewarnt werden müssen?

Theologen im Pfarr- und Schulamt, selbst wenn Stille und Zeit ihnen bliebe, auf dem Lande oder in der kleinen Stadt, können nicht aushelfen, die Hülfsmittel der Bibliotheken, die gelehrte Diskussion, — der Geist der Akademie fehlen ihnen.

Soll wirklich der Ruhm deutscher Theologie, der im vergangenen Jahrhundert Deutschland die höchste führende Stellung anwies, zu grunde gehen durch die Intriguen und Drohungen einer Parteiklique? Haben die führenden Kreise nicht mehr Achtung vor den Riesenwerken dieser

modernen Theologie, als daß sie die Drohungen von kirchlichen Agitatoren einschüchtern können?

Der „Reichsbote" rief seinen Lesern kürzlich das Kaiserwort zu: Wahre deine heiligsten Güter, deutsches Volk! Auch die Gelehrtenarbeit der modernen Theologie, die Frucht rastlosen sauren Fleißes, bitterer Seelenkämpfe und eines hohen Idealismus gehört zu den heiligsten Gütern der Nation. Will die Regierung im Sinne der Reaktion sie preisgeben —, sie werden die Pflicht fühlen und die Kraft gewinnen aus Religion, sie dem deutschen Volke zu bewahren.

Zum Gedächtnis Karl von Burgers.

Aus Bayern.

Am 29. November des vergangenen Jahres ist in München ein Mann zu Grabe getragen worden, dessen Name in der bayerischen Landeskirche unvergessen bleiben wird. Es war der Oberkonsistorialrat und Doktor der Theologie Karl Christian von Burger. Ein Schlaganfall hatte ihn in einem Alter von 71 Jahren aus rüstigem und erfolgreichem Wirken hinweggerafft. Burger war ein über die Grenzen Bayerns hinaus bekannter theologischer Schriftsteller, ein ausgezeichneter Prediger und ein ganz hervorragender Kirchenmann. Es gebührt sich, daß seiner auch in diesen Blättern gedacht wird.

Burger besaß eine ausgebreitete theologische Gelehrsamkeit. In seinem väterlichen Hause hatte eine strenge Bibelgläubigkeit geherrscht. Die Studien hatte er an der Universität Erlangen absolviert zu einer Zeit, als dort die „heilsgeschichtliche Schule" in Blüte stand. So war er zu orthodox-lutherischen Überzeugungen gekommen. Das hinderte ihn aber nicht, auch einen fremden Standpunkt zu begreifen. Was er von seinem Vater, dem Oberkonsistorialrat Karl Heinrich August von Burger gesagt hat, das gilt auch von ihm: „Schroffheit und Gehässigkeit gegen das reformierte Bekenntnis rechnete er nicht zu den Erfordernissen echten Luthertums. Hinneigung zur Union kann ihm mit Grund niemand nachsagen. Aber mit leidenschaftlicher Polemik gegen die Union sich zu befassen, hielt er auch nicht für unerläßlich." Ebenso gemäßigt war Burgers Haltung gegenüber der modernen Theologie. „Für einen alten Theologen ist es schmerzlich, den unaufhaltsamen Fortgang der kritischen Operationen am Alten Testament zu beobachten. Allein unsere jüngeren Genossen müssen sich in diesen Prozeß hineinbegeben und ihn miterleben in seinen Wechselfällen, Schwankungen, Irrgängen und schließlichen Resultaten." So schrieb er einmal. Er für seine Person hat die Ergebnisse der modernen theologischen und religionsgeschichtlichen Forschung abgelehnt, aber nur nach ernster, innerlicher Auseinandersetzung. Allem gedankenlosen Absprechen und aller pharisäischen Parteipolemik war er gram. Daß auf der Generalsynode von 1901 Harnacks Wesen des Christentums vor der geplanten Verdammung bewahrt worden ist, war in der Hauptsache Burgers Werk.

Als theologischer Schriftsteller hat Burger zahlreiche Artikel meist ethischen Inhalts zur zweiten und dritten Auflage der „Realencyklopädie" beigesteuert. Außerdem war er Mitarbeiter an dem von Zöckler redigierten „kurzgefaßten Kommentar zu den heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments". Das „Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen Bayerns" verdankt ihm manche geistvolle Bücherbesprechung. Berechtigtes Aufsehen machten in den letzten Jahren die mit großem Freimut geschriebenen Neujahrsartikel, die Burger für die von ihm mit herausgegebene „Neue kirchliche Zeitschrift" verfaßt hat. Hier hat er je und dann auch ein gewichtiges Wort zur politischen Lage gesprochen. Eine bestimmte Partei hätte ihn freilich kaum für sich in Anspruch nehmen dürfen. Er hatte auch in politischen Dingen seine reiflich erwogene eigene Meinung und seine ganz besondere Art.

Obwohl Burger sich nicht für einen Redner hielt, obwohl ihm das fehlte, was man oratorische Begabung nennt, hatte er unbedingt das Ohr seiner Zuhörer, wann und wo er das Wort ergriff. Er verstand es, kurz, klar und eindringlich zu Gehör zu bringen, was ihm am Herzen lag. Seine Predigten waren voll Geist und Kraft. Die Eröffnungs- und Schlußansprachen, die er auf den von ihm dirigierten Generalsynoden hielt, haben sich den Teilnehmern dieser Versammlungen durch ihre Wucht und durch ihren Ernst unauslöschlich eingeprägt.

Was Burger als Mitglied des bayerischen Oberkonsistoriums geleistet und gewirkt hat, das läßt sich in kürze nur schwer sagen. Er war während des letzten Jahrzehnts ohne Frage der bedeutendste Kopf und darum die führende Persönlichkeit im Kirchenregiment. Das geht schon daraus hervor, daß er dreimal, nämlich in den Jahren 1897, 1901 und 1905 zur Leitung der Generalsynode abgeordnet worden ist. Dabei hat er die Freude erleben dürfen, daß sich die letzte Generalsynode nahezu einstimmig für die Einführung der von ihm so sehr gewünschten Kirchensteuer ausgesprochen hat. Wichtige kirchenregimentliche Erlasse wie der einer neuen Beförderungsordnung stammen von seiner Hand. Der Gustav Adolf-Verein hatte in ihm einen eifrigen Förderer. Dem ev. Bund wandte er je länger desto mehr seine Sympathien zu. Unbekümmert um alle Verdächtigungen trat er auch für die Los von Rom-Bewegung mannhaft ein. Seinen Untergebenen war er ein strenger, aber durchaus gerechter Vorgesetzter, vielen ein wahrhaft väterlicher Freund.

Es hat sich in Bayern lange das Gerücht erhalten, nach dem Tode des Präsidenten von Stählin seien einige Mitglieder des damals gerade in München versammelten Generalsynodalausschusses beim Kultusministerium dahin vorstellig geworden, daß Burger als Stählins Nachfolger unerwünscht sei. Wir wissen nicht, ob das in der Tat geschehen ist, aber das wissen wir, daß Burger ein Präsident gewesen wäre, wie die bayerische Landeskirche noch keinen gehabt hat. Man wird ihn unter uns noch lange mit Verehrung und Dankbarkeit nennen, diesen hochgebildeten und weitherzigen Theologen, diesen durch und durch aufrichtigen, charaktervollen und tapferen Mann.

Nachrichten.

Der Streit um das Kircheninspektorat in Breslau ist nun entschieden. Lange hat's gewährt. Pastor Matz ist, nachdem er länger als elf Jahre die Stelle interimistisch bekleidet, unbestätigt gestorben. Es war war von kompetenter Seite in der Kreissynode öfters erklärt worden, das liege nicht an seiner Person — Matz war bekanntlich liberal und der Begründer und Vorsitzende der liberalen kirchlichen Vereinigung, auch der Sprecher der liberalen Gruppe in der Provinzialsynode —, sondern eben an der rechtlichen Unsicherheit der Verhältnisse. Woraus zu schließen, daß, wenn er die Entscheidung erlebt hätte, er bestätigt worden wäre. Wir blicken auf den Gang der Dinge kurz zurück. Landgericht und Oberlandesgericht hatten dem Magistrat das Recht, das Kircheninspektorat zu besetzen, zugesprochen. Das Reichsgericht entschied: Die Angelegenheit unterliegt überhaupt nicht dem Rechtsspruch, sondern ist auf dem Verwaltungswege zu ordnen. So kam sie in die Hände des Ministeriums. Dieses hat nun bestimmt: Das Stadtkonsistorium bleibt; es besteht nach wie vor aus drei Mitgliedern des Magistrats, aus den Primarien der vier alten Gemeinden und eventuell aus dem Kircheninspektor, wenn als solcher einer der anderen städtischen Primarien gewählt wird. Vom Stadtkonsistorium wird der Kircheninspektor gewählt; es kann aber die Wahl auf einen aller (9) Primarien lenken. Der Magistrat hatte im Einverständnis mit allen ersten Geistlichen, die er gefragt hatte, vorgeschlagen, er solle das Recht haben, die vier das Stadtkonsistorium bildenden Geistlichen aus allen Primarien frei zu bestimmen; denn das Recht der vier alten Gemeinden schreibe sich aus einer Zeit her, wo nur sie vorhanden waren; nun seien aber im Lauf der Zeit fünf neue entstanden; warum sollten diese von dem Recht, das die alten ererbt hätten, ausgeschlossen bleiben? Gegen diese Vorschläge erklärte sich St. Elisabeth, das von Anfang an seinen ersten Geist-

lichen für das Kircheninspektorat ausersehen wissen wollte. Diese letztere Forderung wurde abgelehnt, die übrigen hatten Erfolg.

Die Ansichten des Magistrats entsprachen sicher mehr der Gerechtigkeit und den Ansprüchen, die die Stadt und die neuen Gemeinden, die übrigens zum Teil auch schon recht alt sind, erheben konnten. Die Verhältnisse hatten sich vollkommen geändert; man hätte ihnen Rechnung tragen können. Es ist nicht geschehen. Aber das ist doch freudig in der Stadt begrüßt worden, daß das Stadtkonsistorium bestehen bleibt und daß die Wahl des Kircheninspektors von ihm vollzogen wird. Das alte Band zwischen Stadt und Kirche, für dessen Beibehaltung besonders der kirchlich sehr interessierte und verdiente Oberbürgermeister Dr. Bender tätig ist, ist nicht durchschnitten. So wird nun die kirchliche Verwaltung hoffentlich bald eine definitive werden. Der verstorbene Pastor Matz hatte sie zwar mit der größten Gewissenhaftigkeit geführt, aber er fühlte sich doch beengt, weil er der Träger eines Interimistikums war. Hoffentlich wird das Ende eines Streites, der das kirchliche Breslau weit über ein Jahrzehnt hinaus in Spannung hielt, den Gemeinden bald die erwünschte Ruhe bringen.

Für unsere Berliner Leser.

Uns ist bekannt geworden, daß ein Zeitungsspediteur 2,00 Mk. für das Vierteljahr eingefordert hat, dazu ist er nach Berliner Brauch nicht berechtigt. Auch wiederholte Klagen über unregelmäßige Zustellung haben wir gehört. Wir empfehlen unsern Lesern als Bezugsweise:

Die Bestellung bei der Post, Preis Mk. 1,50 und Postzuschlag.
Die Bestellung bei einer Buchhandlung, Preis Mk. 1,50 frei ins Haus.
Die Bestellung beim Verlag in Bremen oder der Centralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb Berlin S. 59, Hasenhaide 59. Preis Mk. 1,50 und 40 Pfg. Porto für das Vierteljahr.

Die beiden letzten Stellen garantieren die pünktliche Zustellung. Das Abonnement kann auch mitten im Vierterjahr begonnen werden. — Die erschienen Nummern werden dann nachgeliefert.

Erklärung. Der gegenwärtige Leiter des „Evangelischen Gemeindeblattes für die Diözese Elbing", Herr Pfarrer Christiani-Neuheide, hat bei unserem Korrespondenten für Westpreußen Beschwerde geführt über die in dem Artikel „Aus Westpreußen" (Nr. 53, Jahrgang 1905 des Protestantenblattes) über das Evangelische Gemeindeblatt gemachten Äußerungen. Unser Korrespondent erklärt darauf Folgendes:

1) Der Ausdruck „kleines Winkelblättchen" hat verletzend gewirkt. Da ich nicht habe verletzen wollen, nehme ich ihn zurück und erkläre denselben für nicht zutreffend, weil das Evangelische Gemeindeblatt von vornherein als Diözesanblatt geplant, also nur für einen kleinen Kreis berechnet war.

2) Wie Herr Pfarrer Christiani mir kund gibt, hat das Evangelische Gemeindeblatt stetig an Abonnentenzahl zugenommen. Darnach berichtige ich meinen Irrtum, daß das Gemeindeblatt „unter seiner Leitung" eine Einschränkung auf „einen engeren Kreis mehr oder weniger orthodoxer Geistlicher" erfahren habe, dahin, daß dieses vielmehr zahlenmäßig gewachsen ist und zu seinen Mitarbeitern auch nicht-orthodoxe Pastoren zählt.

Wir geben dieser Erklärung gerne Raum.

Die Redaktion.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 27 b.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart** Gegründet 1875
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Gesamtversicherungsstand: 650 000 Versicherungen. || Zugang monatl. 6000 Mitglieder.
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Besetzung einer Oberpfarrstelle.

An der unter unserem Patronat stehenden St. Gotthardt-Kirche hierselbst wird die Stelle des Oberpfarrers durch Versetzung des bisherigen Inhabers voraussichtlich zum 1. April d. Js. frei.

Die Stelle gehört zu Klasse II des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung (10 heizbare Räume nebst Zubehör und Garten) ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf schleunigst, spätestens bis zum 5. März d. Js., bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 10. Februar 1906.

Der Magistrat.

Besetzung einer Predigerstelle.

An der unter unserem Patronat stehenden St. Katharinen-Kirche hierselbst wird die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) und Kompastors der Filialkirchen Wust und Prützke durch Versetzung des bisherigen Inhabers zum 1. April 1906 frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 1. März d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 6. Februar 1906.

Der Magistrat.

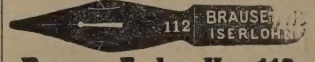
Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemässe Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.
Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weissheimer, Freiburg i. Br.**

Dr. C. ERNST
Kunstanstalt für Kirchenschmuck
BERLIN W. 8,
Kronenstrasse 24.
Vom 1. April ab: W. 9, Köthenerstrasse 16.
Muster und Abbildungen kostenlos.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!



Brause-Feder No. 112,
berühmte Bürofeder, hochelastisch und dauerhaft. Grs. M. 2.—. Zu beziehen durch die Schreibwarenhandlungen.

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.
Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für
evangel. Prediger-Ornate
(Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente
von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente
und vasa sacra in echt und unecht.
Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk.
Altar-Leuchter und Lichte etc.
Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. o o o o **Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.**

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit
Vortrag,
gehalten im Bremischen Protestantenverein von Landgerichtsrat a. D.
W. Kulemann.
Preis 50 Pfg.
Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen.
Bremen. Carl Schünemann, Verlag.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.